

## Impuls zur Gedenkfeier am 31.1.2024 zu Beginn des 150. Jubiläumsjahres

Dr. Rainer Wettreck, Vorstand, Diakoniewerk

Mea Culpa. Es war auch unsere Schuld. Nach langen Jahrzehnten des bleiernen Schreckens und Schweigens haben wir 1991 als Diakoniewerk erstmals öffentlich bekannt: „Unsere Geschichte ist von schuldhaftem Verhalten und Verirrungen mitgeprägt“.

Und heute? Ist das denn notwendig - diese Gedenkfeier heute als Start in unser 150. Jubiläumsjahr? 150 Jahre Diakoniewerk – da ist doch so viel Licht und Freude und Dankbarkeit und Aufbruch dies Jahr: Menschen ganzheitlich zu begleiten, so wie sie sind; sie noch mehr zu stärken, ganz Du und Ich zu sein; Inklusion ermöglichen als Qualität für Alle; ihr Leben in Fülle unterstützen in allen Phasen ihres Lebens; ihre Rechte, ihre Persönlichkeit und ihren wirklichen Willen stärken. Braucht es zu diesem fröhlichen Licht und Engagement denn auch noch – unseren tiefen Schatten? Das Denken an - unsere Mitschuld am damaligen menschenmordenden Geschehen?

Genau heute, am 31. Jänner vor 83 Jahren, heute ist Jahrestag der zweiten Deportation hier aus unserem Diakoniewerk in Gallneukirchen. Wie so viele haben wir uns als Diakoniewerk mit der Aufarbeitung sehr schwer getan. Schwer getan, dies Geschehen nicht nur als „ein Äußeres“ zu sehen, das über uns hereinbrach, sondern als ein „auch Eigenes“, mit unserer eigenen Verstrickung dahinein. Uns als Diakoniewerk nicht nur einfach mit als Opfer auf der Seite der Opfer zu sehen, sondern uns auch als selbst unheilvoll verwoben und ein Stück mit verantwortlich zu begreifen.

Ein Ausdruck dieses Begreifens war die Einweihung unseres Mahnmals 1991: hier am Herz-ort des Diakoniewerks neben unserem Mutterhaus. Und 2011, nochmal 20 Jahre später, wurde unser Mahnmal hier um wichtige Glastafeln erweitert, auf denen 64 Namen, Personen zu lesen sind. Denn die Opfer waren Menschen von uns, sie hatten Gesichter, Namen, Familie, Persönlichkeit, und wir waren für sie verantwortlich. - Wir hätten mehr für sie tun können - und müssen.

Liebe Mitstreiterinnen und Mitstreiter. Es gab damals, Gott sei Dank, auch etwas Lichtvolles im unfassbaren, tiefen Schatten. Ich bin zutiefst dankbar, beeindruckt - und auch beschämt von einer stillen Heldin, von Sr. Irma Gindelhumer. Vielleicht kennt Ihr sie schon. Genau heute vor 83 Jahren wurde Sr. Irma zur stillen Gerechten unserer Diakonie-Geschichte. Sie war damals schon 74 Jahre alt, sie war als Diakonisse eigentlich längst Pensionistin, aber hatte sich wegen ihrer Verbundenheit zu ihren Klientinnen einfach standhaft geweigert aufzuhören, und hatte darum mit 71 Lebensjahren noch einmal neu die Leitung einer Einrichtung übernommen, unseres damaligen Fliegerhofs oben am Martinsstift. Heute genau vor 83 Jahren versteckte Schwester Irma Gindelhumer mutig drei junge Frauen vor dem angeordneten Abtransport in die Mordstätte Hartheim. Zwei dieser still geretteten Klientinnen versorgte sie selbst persönlich noch fast 20 Jahre weiter bis zu ihrem Tod 1962, mit 96 Lebensjahren. - Ohne großen, besonderen Dank. Sr. Irma ist auf unserem evangelischen Friedhof hier in Gallneukirchen, auf unserer Gedenkstätte der Diakonissen, bestattet.

Wie hätte ich vor 83 Jahren gehandelt? Wie Schwester Irma, die damit auch für andere - einzelne, mutige, stille - Rettungsversuche im Werk steht - oder eher wie andere Kolleginnen, die - verständlich überrumpelt und angstvoll - doch mitvollzogen, was befohlen wurde (wie damals gesagt wurde: „jeder muss still sein, sonst kommt er selber dran“). Wenige unter uns, die ich frage, sind sich wirklich ganz sicher, wie sie damals persönlich gehandelt hätten. Ich auch nicht.

Und: ich stehe hier grad heute auch in meiner Rolle als Vertreter des Diakoniewerks und des Vorstandes - als Kollege quasi der damaligen Führung unseres Werks. Beschämt und still quält mich deshalb diese andere Frage: Wo waren wir als Führung, als Organisation, als Werk organisierter christlicher Nächstenliebe – in unserer Verantwortung für unsere Klient:innen, und für unsere Mitarbeiter:innen? Wie kam es, dass die Kolleg:innen vor Ort so von ihrem Werk, ihrer Führung alleingelassen waren, so haltlos, so ohne Rückendeckung, so auf sich selbst zurückgeworfen: aufs grauenvolle Mittun - oder auf den eigenen persönlichen Heldenmut? Wie kam es sogar noch zur internen Anweisung aus der Zentrale, mitzutun?

Die Historiker zeichnen in ihrer Untersuchung das Bild eines quälenden Leitungskonflikts an der Führungsspitze, einer in persönlichen Machtkämpfen gelähmten, selbstbeschäftigten, kompasslosen Führungsebene. Abgewandt von den Zeichen des kommenden Terrors, von den warnenden Signalen und Ratschlägen aus der weiten Diakonie, und: abgehoben und abgespalten von den Sorgen der Kolleg:innen vor Ort in den Einrichtungen, von den dort brennenden Themen, von den dort gespürten drohenden Entwicklungen und Zerrissenheiten.

Wir haben als Diakoniewerk Gott sei Dank für 2015 eine objektive historische Untersuchung beauftragt, und mich bestürzt folgendes Historiker-Zitat bis heute zutiefst: „*Man gewinnt den Eindruck, dass die Verantwortlichen – Rektor, Wirtschaftsdirektor und Oberin – derart in einen Machtkampf um die Leitung der Diakonissenanstalt Gallneukirchen verfangen waren, dass sie alles Andere aus dem Blick verloren. ... Dass offenkundig niemand Notiz davon nahm, dass mit dem Eintreffen der Meldebögen ein Massenabtransport von geistig behinderten und psychisch erkrankten Bewohnerinnen und Bewohnern drohte, dass die Meldebögen offenbar kommentarlos ausgefüllt, (dass) keinerlei Schritte unternommen wurden, um die der Diakonissenanstalt anvertrauten Menschen zu schützen, (das) wiegt schwer.*“

Wie fatal, wie erschreckend, wie unheilvoll standen sich die damaligen Führungskollegen selbst im Weg? Mir geht unter die Haut, wohin man selbst als Führungskraft in der Diakonie abgleiten kann: in welche Abgehobenheit, in welche fatale persönliche und mitmenschliche und gremiale Verstrickung. Wie Verbundenheit und Bezogenheit abreißt. Zu den Menschen, zum Auftrag, zu den eigenen Werten, - zu sich selbst.

Wie entstand dieses unheilvolle Führungsvakuum? Wir haben heute nur wenig Ahnung, wie diese Situation emotional wirklich war. Wie hätte ich mich als Vorstand verhalten? Ich weiß es nicht. Das ist der Punkt, der offen ist, der mir immer wieder auch Angst macht, der mich aber immer wieder besonders fürs Heute ganz wach macht.

Wir können heute rückblickend mit klammern, entsetztem Gefühl beobachten: Es begann bereits Jahrzehnte zuvor mit einer verschwimmenden Grundhaltung, mit einer wachsenden Verunsicherung und Relativierung zum Lebenswert behinderter Menschen, in den Human- und

Sozial-Wissenschaften, und auch in kirchlichen und diakonischen Organisationen, mit einem verlorenen theologischen Anker des christlichen Menschenbildes in Diakonie und Kirche. Ein unklarer Kompass, das machte wehrlos.

Und ein Zweites. Ich kann heute rückblickend kollegial nur mit klammern, entsetztem Gefühl die Kollegen beobachten: wie eigentlich sonst menschlich fast normale, schwache, unreife menschliche Verhaltensweisen, persönliche Eigeninteressen und zwischenmenschliche Dynamiken an der Spitze einer so hierarchischen Organisation sich plötzlich in faschistischer Zeit so erschütternd und schrecklich und schuldhaft ausgewirkt haben.

Und ein Drittes, Gott sei Dank auch. Ich kann heute rückblickend nur dankbar feststellen: Es waren eben nicht „die da oben“, es waren erfahrene Diakonissen und Hausleitungen wie Sr. Irma und einzelne Kolleg:innen vor Ort, in der täglichen Praxis, die sich still und klar für ihre Klientinnen eingesetzt haben, die ohne und sogar gegen Führung und Institution gehandelt und Mut gefasst haben. Die ihrer menschlichen Obhutspflicht und christlichen Überzeugung gefolgt sind.

150 Jahre Diakoniewerk – und was nun? Wir sind heute als Werk in vielen Veränderungen, um uns zukunftsfit zu machen. Ich bin überzeugt: Erinnern und Gedenken stärkt unsere Menschlichkeit, Wegsehen schwächt sie. Der Spiegel der Zeit vor 80 Jahren kann uns helfen, nochmal nachhaltig und kritisch drauf zu schauen: Wer wollen wir sein? Wofür wollen wir einstehen? Wofür wollen wir sorgen? 3 Punkte sind mir heute wichtig.

- 1) Auf den klaren Kompass kommt es an, auf eine klare spürbare, wirklich gelebte diakonische Grundhaltung. In aller heute modernen Relativierung von Allem, in aller heutiger Vielfalt und Professionalität im Diakoniewerk ist unser christliches Menschenbild nicht egal und relativ, sondern unsere klare Plattform. Denn es steckt mehr und tief Verbindliches und Unbedingtes drin in unserer diakonischen Grundhaltung: „Jeder Mensch – ein Gotteskind!“:
- 2) Sr. Irma Gindelhumer ist mir eine Ikone mutiger Diakonie. Und sie zeigt: Unsere Kraft, unsere Robustheit und Stärke ist die gelebte Nächstenliebe vor Ort. Unsere Führung kann nicht heilig sein, unsere Kolleg:innen sind eben nicht einfach nur Rädchen im Getriebe. Damit Macht sich nicht verirrt, stärken auch wir als Diakoniewerk zukünftig nochmal mehr Selbstorganisation und Selbstverantwortung vor Ort, neue Machtverteilung unter uns, proben eine resonantere, lebendigere Organisation mit „neuem“ Führungsverständnis.
- 3) Was sehen wir heute im Diakoniewerk, und was sehen wir heute auch nicht? Was sprechen wir an, was nicht? Was machen wir offen, was verschweigen wir? Was ist bei uns erwünscht, was kostet Mut? Wo verlieren wir die wirklich wichtigen Themen aus dem Blick, unseren Auftrag, uns selbst?

Ausbildung, Personalentwicklung, erst recht Führungskräfteentwicklung im Diakoniewerk sollte zuallererst Persönlichkeitsentwicklung sein: Haltung und Beziehung und gemeinsame Kultur. Nicht was ich bin, sondern wer ich bin, und wie in Beziehung - das bleibt im Umgang mit Menschen das Wichtigste: Um unserem inneren Kompass treu zu bleiben, um nicht irgendwann wieder ins Abrutschen zu kommen. –

Und so muss ich heute hier auch noch etwas sagen: Erlebnisse und Opfer „schwarzer Pädagogik“ aus den 50er-80er Jahren, wie in vielen sozialen und pädagogischen Einrichtungen, sind heute noch unter uns. Auch da sind wir schuldig geworden, an Menschen, die uns anvertraut waren: die seelische Verletzungen und Abwertungen für ihr Leben davontrugen, und die wir heute wenigstens etwas mit Zahlungen und der Möglichkeit von Psychotherapie unterstützen. Haben wir auch da nicht wieder zu oft weggeschaut?

„Nie wieder ist jetzt!“ Darum: Wachsein, außen – und innen. Gesellschaftlich: Keine Toleranz für demokratiefeindliche, für antijüdische, und auch für antimuslimische Positionen. - Und bei uns selbst: Wo stehen wir heute, schon in normalen Zeiten, unserer wirklich gelebten Mit-Menschlichkeit im Weg, persönlich, und als Organisation?

Ich bin überzeugt: Das Gedenken an die Schatten unserer Geschichte ist heute eine große Chance: für eine erwachsenere, reifere Sorge für Menschen. Unser Ritual hier am Gedenkstein einmal im Jahr – nicht als leere, pflichtgemäße Erinnerungsfolklore, sondern als gemeinsamer Ankerpunkt, für unsere ernsthafte Selbstreflexion als lernende Organisation.

Mea Culpa. Nie wieder ist jetzt! Ich bin überzeugt: Gemeinsam erinnern und gedenken, wie heute hier – das stärkt unsere Mit-Menschlichkeit. Ich danke Euch allen dafür.